

Tagungsdokumentation:

„Vom guten Leben in schwierigen Zeiten“

10. wissenschaftliche Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Systemische Therapie und Familientherapie

Ort: Pädagogische Hochschule Heidelberg, 15. – 18.09.2010, Organisation: Helm Stierlin Institut, Heidelberg

Warum fährt eine(r) zu einer Tagung? Und das auch noch für 4 Tage? Und ist dabei kein Mediziner, der diese Art der Fortbildung von der Pharmaindustrie ja praktisch hinterher geworfen erhalten soll? Nun, für alle, die systemisch arbeiten, sei es in der Therapie, in der Supervision, im Coaching oder in der Kinder- und Jugendhilfe ist inzwischen die jährlich stattfindende wissenschaftliche Jahrestagung der DGFS, der Deutschen Gesellschaft für Systemische Therapie, Beratung und Familientherapie (wie sie jetzt neu per Mitgliederbeschluss heißt), in der jährlichen Terminplanung ein absolutes MUSS. MUSS deshalb, weil es keine vergleichbare Veranstaltung gibt, in der in so kurzer Zeit ein solches Mammutprogramm angeboten wird: 15 Vorträge und 38 (!) Workshops boten vom 16. – 18.09.2010 in Heidelberg, glänzend organisiert durch das dort ansässige Helm – Stierlin - Institut, nicht nur eine umfassende Leistungsschau systemischer Theorie und Praxis sondern auch durch die explizit „nicht-systemisch“ denkenden und handelnden Referenten/-innen mehr als einen Blick „über den eigenen systemischen Tellerrand“. Zumindest mir genügte das zur Anmeldung zu dieser Tagung und mit mir dachten ca. 900 andere Menschen ebenso und verbrachten in Heidelberg in dieser Zeit so manch angeregte Stunde. Das im guten Sinne verstörende Tagungsthema „Vom guten Leben in schwierigen Zeiten“ (Was ist denn gutes Leben? Und wann waren die Zeiten eigentlich einmal nicht schwierig?) bot in der Rückschau für mich manche überraschende Einsicht und Erkenntnis. Doch davon später.

Zur Vorbereitung auf eine Tagung gehört die frühzeitige Themenauswahl, die Aufstellung eines Vortrags- und Workshopplanes, die Anmeldung zu den Workshops, die Suche nach einem geeigneten Quartier, die Bestellung der Fahr- und Platzkarten und die Orientierung per Stadtplan in einer wildfremden Stadt. Wer also jetzt weiter liest erfährt etwas über die Vorträge und Workshops, die ich besucht habe. Die Auswahl ist daher in höchstem Maße subjektiv und entspricht meinen persönlichen Interessen und Vorlieben. Ich sage das so früh, damit der geneigte Leser, die geneigte Leserin, nicht nach der Lektüre des Berichtes enttäuscht darüber ist, über einen bestimmten Vortrag oder über einen bestimmten Workshops hier nichts zu lesen. Meine Auswahl ist also persönlichen Motiven geschuldet und meine Wahrnehmung betont subjektiv. Auf die mir insgesamt entstandenen Kosten komme ich später zurück.

Die Mitglieder der DGFS trafen sich bereits am Mittwoch, 15.09.2010 in der Pädagogischen Hochschule, um die anstehenden Verbandsentscheidungen zu treffen. Darüber findet sich bereits ein Bericht auf der Internet-Seite des Verbandes.

Am Donnerstagvormittag versammelten sich in der Mehrzweckhalle des von Außen wunderschönen und durch Künstlerinnen und einem Künstler geschmackvoll im Inneren aufgehübschten Gebäudes der Pädagogischen Hochschule ca. 350 Teilnehmer/-innen, um der Begrüßung und der Eröffnung des Kongresses durch den Vorsitzenden der DGFS, Jochen Schweitzer, beizuwohnen. Auch der inzwischen hochbetagte Helm Stierlin ließ es sich zur Freude aller Anwesenden nicht nehmen, ein Grußwort zu sprechen. Nach einer Vertreterin der

Systemischen Gesellschaft kam auch der Sozialbürgermeister der Stadt Heidelberg, Dr. Joachim Gerner zu Wort und begrüßte die Anwesenden. Schließlich blieb es Elisabeth Nicolai und Andrea Ebbecke-Nohlen überlassen, das Auditorium für das Helm – Stierlin – Institut zu begrüßen. Beide trugen zur allgemeinen Überraschung und Erheiterung ihren Text synchron vor. Damit war der Boden bereitet für das erste Referat an diesem strahlend schönen Spätsommervormittag. Es wurde gehalten von den systemischen Sichtweisen nahestehenden unverdächtigen, wohl bekanntesten deutschen Gegenwartsphilosophen, Wilhelm Schmid. Sein Thema hieß:

„Vom Sinn der Beziehungen“

Der Vortragende beschreibt zunächst anthropologische Konstanten wie Ängste, Schmerzen, das Hoffen auf Liebe, Flucht zu Freunden, das Treffen auf Feinde und führt aus, dass wir uns über Beziehungen unterhalten und wie es gerade um sie steht. Moderne Zeit heiße: sich aus Bindungen zu befreien, das sei heute Norm. Gleichzeitig würden wir so etwas wie Bindungsunfähigkeit beklagen und durch die Neurobiologie Spiegelneuronen finden, die für die Empathie zuständig seien. Diese Gegensätzlichkeit sei kennzeichnend für unsere Zeit. Der Mensch habe gelernt, zu widersprechen. Schmid bezieht sich auf Martin Buber (Ich und Du). Die gesamte Moderne sei eine Kultur des Scheiterns. Freiheit = Einsamkeit (Eindruck von Sinnlosigkeit). Dann fragt Schmid die Zuhörerschaft rhetorisch: Was ist eine Beziehung? Er antwortete sich: die Basis einer Beziehung sei die Kenntnis vom Anderen. „Guten Tag“ – so beginne Integration (Schmid erzählt von seinen Begegnungen mit seinen türkischen Nachbarn). Kenntnisse über den Anderen erwerben bedeutet auch, über sich etwas zu berichten. Wir brauchen Aufmerksamkeit aufeinander und müssten Kenntnisse über uns dem Anderen vermitteln. Gegenwärtig sei es Mode, über Ego – Deko (das sind Tattoos) die Wahrnehmung anderer zu steuern. Kenntnisse vom Anderen inspirieren Kenntnisse vom Selbst, dann könne sich eine Verbindung zur Bindung verfestigen. Die Öffnung vom Ich zum Du geschehe von mir aus. Die Öffnung zum Anderen sei ein Abenteuer. Hierzu führt Schmid 4 Gründe an:

1. Gründe der Notwendigkeit:

Ein Leben mit mir allein ist sehr eingeschränkt. Ich muss lieben, dann kann ich auch geliebt werden.

2. Gründe der Freiheit:

Freiheit der Formgebung (ich könnte anders, tue es aber nicht). Ich habe Freude daran, andere kennen zu lernen.

3. Gründe des Glücks

sprechen dafür, sich in Beziehung zu setzen. Das Leben bleibt sonst grau.

4. Gründe des Sinns:

Menschen können gesunden am Sinn. Wo Sinn ist, sei Kunst. Narrativer Sinn. Telos (griechisch = Ziel) teleologischer Sinn! Transzendenz beginne mit einem Gespräch über das Wetter.

Schmid berichtet dann über die Formgebung der Freiheit und über Weiterentwicklungsmöglichkeiten und entwirft eine Beziehungskultur der anderen Moderne. Das könne eine Kultur der Therapie werden (Pflege von Beziehungen) und hätte die Heilung von Schnittverletzungen zur Aufgabe. Beziehung tröste und heile, denn Therapie sei auf die Herstellung von Be-

ziehungen ausgerichtet. Integration von Fluktuation. Neue Liebe = atmende Liebe. Vom Sinn der Beziehungen in schwieriger Zeit...

Ludwig Schmid gelingt es mit seinem Einführungsvortrag eindrucksvoll, seine philosophische Gedankenwelt mit vielen Aspekten des Kongresses zu verknüpfen: seine Überlegungen zur Bindungs(un)fähigkeit, der Verweis auf Martin Buber, die Beispiele des Abenteurers zur Öffnung zum Anderen und seine Begrifflichkeit zur Aufgabe von Therapie (Heilung von Schnittverletzungen) finden sich in vielen Fragestellungen auch in systemischer Theorie und Praxis wieder. Nach einer Stunde angewandter Philosophie benötige ich jetzt aber eine Pause, doch der Anfang hat Lust auf „mehr davon“ gemacht.

Von 11:30 – 13:00 Uhr findet das Parallelplenum 1 mit dem Titel „Vom guten Altwerden, wenn weniger Junge nach kommen“ statt. Ich besuche zunächst den Vortrag von Henning Scherf:

„Die Alten fördern, fordern, einbeziehen“

Henning Scherf beginnt mit einem Bonmot: „Ich weiß nichts über systemische Arbeit. Mein Bruder, der Psychoanalytiker ist, riet mir: Henning, lass‘ das!“ Im Saal lacht und freut man sich, überrascht von der kleinen Frechheit des Analytikers. Scherf bekundet seine Freude darüber, dass er älter wird und dass die Lebenserwartung allgemein steige. Ein älterer Bruder habe mit 63 Jahren einen Schlaganfall erlitten und alle hätten geglaubt, dass es das für sein Leben jetzt gewesen sei. Doch durch intensive Reha (1 Jahr!) sei der Bruder wieder hergestellt worden und genesen, habe neu geheiratet und sei noch einmal Vater geworden! Krebs sei noch vor 25 – 30 Jahren gleichbedeutend mit einem Todesurteil gewesen, jetzt gebe es durch den medizinischen Fortschritt die Chance auf Leben. Er sei in der Politikmühle gewesen, heute gehe es ihm besser als vor 20 Jahren. Er habe Lebenslust (und versprüht sie auch sehr authentisch). Dann berichtet er über das lange Sterben einer guten Freundin, wie sie ins Bett macht („Henning, mir ist ein Malheur passiert!“), er sie wäscht, umzieht und ihr die Hand hält, und wie später er und andere Freunde die Sterbende begleiten bis zum Tod. Scherf berichtet, dass er seit 23 Jahren mit seiner Frau und anderen Menschen in einer Wohngemeinschaft lebe. Seine Enkelkinder seien sehr gerne bei ihnen, da immer „irgendwas los sei“. Als Großeltern könnten seine Frau und er viel gelassener mit den Enkeln umgehen als die eigenen Eltern. Im Augenblick toure er durch die Republik und lebe in Wohngemeinschaften mit demenzkranken Menschen. Scherf erzählt rührende Beispiele, wie auch demente Menschen noch zu ihrer Erinnerung zurückfinden über Lieder, Gedichte etc. (Passagereobjekte) und bricht eine leidenschaftliche Lanze für das gemeinsame Singen in Chören. Sein Appell lautet: Demenzerkrankte Menschen sollen in unserer Mitte bleiben. Wir müssen versuchen, das Körper / Leibgedächtnis zu mobilisieren. Dabei wisse er gar nicht, ob es so etwas gebe (Ironie: im Frühjahr 2011 findet zum Thema ‚Leibgedächtnis und Therapie‘ in Heidelberg ein Kongress statt). Dann zitiert er mehrere Filme, in denen es um demenzerkrankte Menschen geht. Es folgt ein leidenschaftlicher Appell, Demenzerkrankte vor der Öffentlichkeit nicht zu verbergen sondern ihnen Raum zu geben.

Es folgt langer, dankbarer und respektvoller Beifall für einen lebenslustigen alten, beeindruckend menschlichen Mann und Politiker. Und mancher Zuhörer im Auditorium hatte glänzende Augen vor Rührung.

Fast übergangslos folgt ein Kontrastprogramm in vielerlei Hinsicht: Es ist der Vortrag von Astrid Riehl – Emde mit dem Thema:

„Augen – Blicke“ Über die Liebe und den gestaltenden Blick älterer Paare.

Frau Riehl – Emde führt mit leiser Stimme hinter dem Rednerpult stehend in ihr Thema ein (Henning Scherf lief mit dem Mikrofon vor dem Mund vor der Zuhörerschaft hin und her und stellte seine Vitalität allein durch seine Körpersprache unter Beweis) und beginnt mit einem Zitat aus einem Roman von Martin Walser (Der Augenblick der Liebe), in dem sie die lange Ehe zwischen Gottlieb, über 60 Jahre alt und Anna, um die 60 Jahre alt beschreibt. Dann trifft Gottlieb Beate, 26 Jahre alt und Doktorandin und mit ihr beginne der ‚Augenblick der Liebe‘. Astrid Riehl – Emde nutzt die Romanvorlage, um an ausgesuchten Beispielen ihre Thesen bildhaft zu machen. So sei die Existenz älterer Paare ein neues historisches Phänomen, da die Lebenserwartung in früheren Zeiten viel geringer gewesen sei. Das Körpererleben werde mit zunehmendem Alter negativer und an den (fehlenden) Blicken der anderen, jüngeren) sei die nachlassende Attraktivität mess- und spürbar. Diese Attraktivitätsnorm werde mit zunehmendem Alter deutlicher.

Astrid Riehl – Emde bezieht sich auf Prof. Dieter Otten und seine 50 + Studie, die belegt, dass die Mehrheit der Menschen in Deutschland bereits in wenigen Jahren über 50 Jahre alt sein wird und die sich mit den vielfältigen Auswirkungen dieses Phänomens beschäftigt. Mit zunehmendem Alter werde im Übrigen manches auch besser. Ältere wüssten mehr über Sexualität und darüber, was sie wollen, was sie nicht wollen. Das könnten sie auch häufig besser mitteilen als jüngere Menschen. Beim Manne gäbe es die Angst vor nachlassender Potenz, bei der Frau die Angst vor nachlassender Attraktivität. Das verdichte sich oft zu einer eigenen Dynamik. Liebe könne im Alter intensiver werden. Eindrucksvoll belegt Astrid Riehl – Emde dies mit Fotografien aus dem Bildband über Erotik von Anja Müller: „Sechzig“ und beschließt damit ihr Referat, dass in weiten Teilen eher als Vorlesung denn als Kongressvortrag konzipiert war. Persönlich habe ich ein wenig der Lebendigkeit des Scherf’schen Vortrages nachgetrauert.

Dann folgt die Mittagspause von 13:00 – 15:00 Uhr. Vor der Essensausgabe mit den indischen Gerichten (Curry mit Huhn, Curry vegetarisch, Mango – Drink etc.) hat sich eine lange Schlange gebildet, ich will nicht so lange warten, esse ein belegtes Brötchen, treffe Freunde und Bekannte, tausche Eindrücke aus und freue mich auf den Nachmittag.

Um 15:00 – 16:30 Uhr nehme ich teil am Workshop WD 16 mit Dr. Astrid Schreyögg, Rüdiger Beinroth, Michael Stanislawski:

„Systemische Supervision und Systemisches Coaching – Abgrenzungen und Gemeinsamkeiten“

Ich freue mich, Dr. Astrid Schreyögg wiederzusehen; vor mehr als 20 Jahren habe ich bei ihr meine Supervisionsausbildung absolviert. Auch in der Folgezeit sind wir uns ein paar Mal über den Weg gelaufen. Aus der Distanz habe ich ihre beeindruckende Anzahl von Veröffentlichungen verfolgt und bin natürlich auch Abonnent der OSC, der Zeitschrift, die sie seit mehr als 15 Jahren erfolgreich herausgibt. Daher bin ich besonders gespannt darauf, was die Begründerin der „Integrativen Supervision“ zu Systemischer Supervision und zu Systemischem Coaching zu sagen hat.

Nach kurzer Vorstellung durch Rüdiger Beinroth legt Astrid Schreyögg los: Führungskräfte können und sollen nicht coachen. Dann führt sie systematisch aus:

Zwischen Supervision und Coaching gebe es 3 zentrale Differenzen:

1. Die Zielgruppen seien unterschiedlich.
2. Personalentwicklung.
3. Veränderung von unten.

Zu 1.:

- Coaching ziele primär auf Personen mit Steuerungs- und Managementfunktionen und auf Vorgänge in der Organisation
- Der Coach benötige Wissen über Management und Organisation
- Der Supervisor benötige Wissen über professionelle Interaktionen, ihrer Gestaltung und ihrer Störungen im Kontext
- Die Wissensbestände beider Formate müssen sich aber überschneiden.

Zu 2.:

- Supervision akzentuiere traditionell die „Personenentwicklung“, d.h. die Förderung des Professionellen als Mensch
- Coaching akzentuiere traditionell die Personalentwicklung, d.h. die Förderung des Professionellen als Funktionsträger
- Es gebe eine Überschneidung von Personen- und Personalentwicklung in den Formaten (z.B. Work – Life - Balance)
- Es gebe eine unterschiedliche Historie beider Beratungsformen
- Supervision habe sich aus der Sozialarbeit und der Psychotherapie über verschiedene Stadien (administrativ, therapeutisch, soziologisch) entwickelt
- Coaching habe sich aus betriebswirtschaftlichen Zusammenhängen heraus entwickelt

Zu 3.: Veränderungsrichtung in der organisatorischen Hierarchie:

- Coaching strebe prinzipiell Veränderung von oben nach unten an
- Supervision strebe Veränderungen von unten nach oben an.
- Es gäbe auch Formen der Kombination von beiden

Zur Zukunft der beiden Beratungsformen:

- Supervision habe sich etabliert
- Coaching sei dabei, sich zu etablieren.

Ferner verweist Astrid Schreyögg auf die Veröffentlichung von Stefan Kühl: Coaching und Supervision.

Der Workshop war gekennzeichnet von einem munteren Frage – Antwort – Spiel, in dem deutlich wurde, dass die von Dr. Astrid Schreyögg vertretenen Ansätze für Supervision und Coaching mehr umfassen als „nur“ eine systemische Erkenntnistheorie. Der Titel des Workshops mag daher auch missverständlich gewesen sein, denn in ihren Ausführungen vertrat Dr. Schreyögg keine explizit systemischen Positionen sondern ausdrücklich die von ihr entwickelten Ansätze. So wurde mehrfach die Frage gestellt, was denn an ihren Ansätzen „systemisch“ sei. Sie antwortete darauf, dass selbstverständlich kein Ansatz ohne systemische Modelle von Organisation auskommen könne, gleichzeitig aber eine ausschließliche Verwendung von systemischen Modellen z.B. in der Supervision die Personenbezogenheit des For-

mates nicht ausreichend widerspiegeln würde. Zur Frage der systemischen Haltungen (z.B. Wertschätzung des Anderen, Förderung von Selbstwert, Vermeidung von Expertentum etc.) in ihren Ansätzen stimmte sie diesen zu und verortete sie bei Ed(gar) Schein, einem frühen Mitbegründer der Organisationsberatung in den 1960er Jahren.

Fazit: Ein hochinteressanter Workshop, der für Rüdiger Beinroth und Michael Stanislawski nicht leicht zu moderieren war. Die Gemeinsamkeiten zwischen den Ansätzen von Astrid Schreyögg und systemischer Theorie und Praxis wurden deutlich, die Unterschiede waren dagegen nur zu erahnen.

Es folgt der Abendvortrag von Prof. Dr. Götz Werner von 17:00 – 18:00 Uhr in der Mehrzweckhalle:

„Grundeinkommen für Alle statt Stigmatisierung und Ausgrenzung durch Hartz IV“

Jochen Schweitzer provoziert das Auditorium mit zwei Eingangsfragen: Warum arbeiten Sie? Was würden Sie mit Ihrem Grundeinkommen nicht mehr machen können? Ich bin ob dieser im guten Sinne systemischen Verstörung irritiert. Und das wollte Jochen Schweitzer wohl auch erreichen.

Götz Werner, Gründer, Gesellschafter und Aufsichtsratsmitglied der Drogeriekette dm, tritt seit Jahren für ein bedingungsloses Grundeinkommen ein und war schon oft Gast in den abendlichen Talk-Shows vieler Fernsehsender. Er redet frei, ohne Manuskript. Das, was er zu sagen hat, hat er wohl schon öfter größeren Menschengruppen erläutert. Werner führt den Wandel der Ökonomie anhand der Beispiele der Selbstversorgungsgesellschaft (früher) und der Fremdversorgungsgesellschaft (heute) auf: in der Selbstversorgungsgesellschaft war Geld fast unnötig, weil jeder das, was zum (Über-)leben notwendig war, selbst herstellte. Man hatte einen eigenen Garten und versorgte sich aus ihm. Heute dagegen lebten wir in einer Fremdversorgungsgesellschaft. Kaum noch jemand vermöge sich selbst zu versorgen. Wir seien, um zu überleben, auf andere angewiesen. Werner führt das am Beispiel des Kaffees aus: „Nehmen wir an, sie trinken eine Tasse Kaffee. Wissen Sie, dass Sie es bei der Produktion und dem Vertrieb mit einem weltumspannenden Wertschöpfungsprozess zu tun haben?“ Um heute in unserer Gesellschaft leben zu können, benötigten wir ein Einkommen. Das nennt Götz Werner ein Paradigma, ein gesellschaftlich anerkanntes Vorurteil. Um zu einer anderen Einstellung und zu einer anderen Ökonomie zu gelangen sollten wir nicht das Recht auf Arbeit sondern das Recht auf Einkommen fordern, denn „wir sollen arbeiten, weil wir uns entwickeln wollen“. Grundeinkommen sei daher Freiheit, Hartz IV dagegen sei offener Strafvollzug. Gelächter und Beifall begleiten diese Aussage.

Prof. Dr. Werner entpuppt sich im weiteren Verlauf seines Vortrages als Eiferer in eigener Sache. Ich vermag, ökonomisch etwas ausgebildet und auch im Leben etwas erfahren, seinen Ausführungen nicht lange folgen zu wollen und schweife mit meinen Gedanken oft ab. Ja, ein Grundeinkommen für alle ist ein verlockender Gedanke, doch was hat diese Idee auf einem systemischen Kongress zu suchen? Ach ja, unser Thema heißt ja „Vom guten Leben in schwierigen Zeiten“. Da darf und muss auch visionär gedacht werden. Götz Werner fordert inzwischen eine Kindergartenpflicht (Zustimmung im Saal) und beschreibt die Idee der Arbeitsteilung mit einer jagenden Löwenfamilie. Dann fordert er uns auf, den archimedischen Punkt zu suchen. Das sei der, mit dem man die Welt aus den Angeln heben könne. Im Weiteren beschreibt er, dass der Mensch durch Einsicht oder durch die Katastrophe lernen würde. Meine Zweifel an seiner Ökonomie werden dadurch nicht zerstreut, die Idee einer Grundversicherung für Kinder hat dagegen Charme und ich merke, wie ich Argumente für eine Kinder-

grundsicherung zu sammeln beginne. Hat hier ein subtil wirkender Gedankenvirus Einzug in mein Weltbild gehalten? Zum Schluss höre ich einen Appell von Götz Werner, den, die soziale Frage zu lösen. Spontan fällt mir der Vorschlag Kurt Tucholski's zur Lösung der sozialen Frage ein: „Wir müssen alle nur reich heiraten!“ Darüber verpasse ich seine Abschiedsworte. Langer, dankbarer Applaus verabschiedet Götz Werner. Am Vorabend hatte ich bereits im Rahmen der Mitgliederversammlung ein Forum zur Einführung der Kindergrundsicherung besucht und bin nun froh, dass sich die DGSF als Verband nicht nur für die Verbesserung der familialen Binnenbeziehungen einsetzt sondern auch die politische Dimension des heutigen Familienlebens im Auge behält (frei nach Bertolt Brecht: „Erst kommt das Fressen und dann kommt die Moral...“).

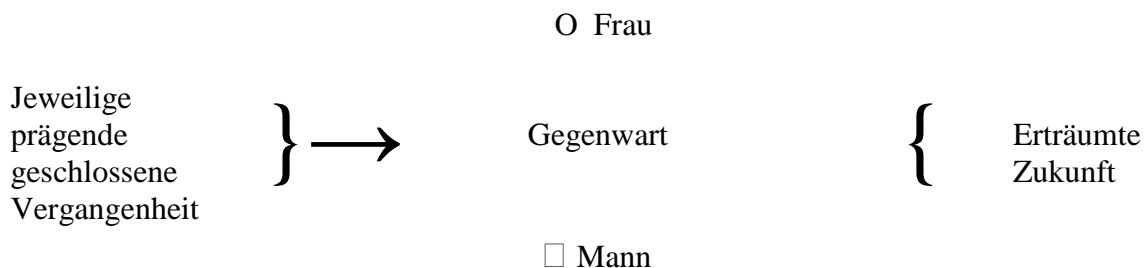
Mit Freunden und Bekannten klingt dieser bemerkenswerte, aber auch anstrengende erste Kongresstag in einem Restaurant mit persischer Küche aus. Wie das Essen war, fragen Sie? Ausgesprochen lecker. Hmmm.

Der Freitag, 17.09.2010, beginnt für mich am Vormittag mit dem Plenum 3: „Humor und Spiel angesichts ernster Themen“. Von 09:00 – 09:45 Uhr lausche ich Linde von Kayserlingk:

„Einander spielend verstehen“

Frau von Kayserlingk, eine ältere, stattliche Frau mit prächtigem grauem Haarschopf, ist genau das, was man im Italienischen mit „una persona anziana“ umschreibt, ein älterer Mensch, dem man mit besonderem Respekt und ausgesuchter Achtung begegnet. Das ist uns Systemikern/-innen nicht fremd. Sie spricht mit leiser Stimme und leider klappt die Technikunterstützung für ihren Vortrag nicht so wie erwartet. Dennoch hat sie bereits nach einleitenden Worten die Herzen ihrer Zuhörerschaft gewonnen, die ihr erwartungsvoll lauscht. Sie führt zunächst aus, dass eine Sandspieltherapie mit einem Paar auch für sie ein ungewöhnliches Setting war, besonders dann, wenn es sich wie im Beispielfilm gezeigt um ein bilinguales Paar (er aus Florida, sie aus Oberfranken) handelt. Die US - Army hatte ihn einst nach Nürnberg gespült, wo er dann seine Frau kennen und lieben lernte. Dann aber begannen die Probleme, die sich besonders in den unterschiedlichen Ideen vom gemeinsamen Familienleben zeigten.

Das Sandspiel mit Paaren fordere ein systemisches und analytisches Herangehen:



Beide Ehepartner konstruieren im Sandkasten ihre eigene Szene, dann zeigen und erklären sie sich gegenseitig unter Moderation Frau Kayserlings ihre Sandkastenbilder und geraten darüber in einen heftigen und zum Teil auch heiteren und lustigen Dialog. Das letzte Bild des kurzen Films zeigt die beiden, wie sie lachend und sich gegenseitig umarmend von Linde von Kayserling Abschied nehmen.

Mir ist die Sandspieltherapie in Grundzügen gut bekannt, weil sich vor einigen Jahren in der Stadt, in der ich arbeite, Dr. Thomas Knappstein als Sandspieltherapeut niedergelassen hat und wir lange miteinander über das Verfahren und seine Vorzüge in der Anwendung für die Kinder- und Jugendhilfe debattiert haben. Seit einigen Jahren werden ihm auf meine Veranlassung hin vom Jugendamt im Rahmen ambulanter Kinder- und Jugendhilfe traumatisierte Kinder und Jugendliche überwiesen. Sie müssen in der Sandspieltherapie nichts erzählen sondern werden durch den medial hoch aufgeladenen Raum, in dem sich das Spiel vollzieht, angeregt und können durch die nonverbale Gestaltung der Szenen im Sand das Unsagbare ausdrücken. Die Szenen werden zum Schluss fotografiert und es kann vorsichtig begonnen werden, über die Szenen zu sprechen.

Auch in der Filmsequenz, die während des Workshops gezeigt wird, werden die Bilder (Szenen) nach dem Bauen gemeinsam betrachtet und auch hier besteht die Aufgabe des Therapeuten / der Therapeutin darin, das Bild gemeinsam zu betrachten und Möglichkeiten der Weiterarbeit aufzuzeigen.

Während des Workshops von Frau von Kayserlings wird mir deutlich, wie schwierig es ist, das komplexe Geschehen in der Therapiesitzung in 45 Workshopminuten deutlich zu machen. Doch scheint es gelungen zu sein, denn das Auditorium, in großer Mehrzahl Frauen, dankt es Frau Kayserling mit begeistertem Applaus.

Ich wechsele in das Plenum 4 „Von Solidarität und Gemeinschaft in der ‚Jeder für sich Gesellschaft‘“, um von 09:45 – 10:30 Uhr Eia Asen zu erleben:

„Wie systemische Therapeuten soziale Unterstützung unterstützen können“

Beide Überschriften finde ich nicht besonders gelungen, ich kann mir aber etwas darunter vorstellen. Von Eia Asen, diesem Tausendsassa multipler Familientherapie, habe ich schon viel gehört und will ihn unbedingt einmal selbst erleben.

An das Rednerpult in der Mehrzweckhalle tritt ein großer grauhaariger eloquenter Mann, der mit großer Sicherheit die Gratwanderung zwischen Kontaktaufnahme mit dem Publikum (weit über 250 Menschen haben sich eingefunden) und Beherrschung der Technik bewältigt und dabei noch humorvoll ist. Mit einem etwas eitel wirkenden britischen Unterstatement bezeichnet er sein akzentfreies Deutsch als „etwas eingerostet“. Dann erzählt er, dass er seit langen Jahren beim Marlborough Family Service, London, der zum „National Health Service“ in Großbritannien gehört, arbeitet. Asen bezieht sich ausdrücklich auf Salvador Minuchin und sein Werk „Families of the Slums“ (1967), auf Ross Speck (Network therapy and social network Intervention) sowie auf Peter Laqueur, dem Vater der Multi-Familientherapie. Ziel sei die Förderung von Solidarität und die Erfahrung: „Wir sitzen alle im gleichen Boot“. Asen beschreibt eine Familie, in der die Mitarbeiter der Tagesklinik 56 (!) einzelne Helfer gezählt hätten und dass das Einzugsgebiet in East-London, aus dem die (Migranten)-Familien stammen, immer größer würde. Derzeit würden sie ca. 1.000 Familien betreuen mit zunehmender Tendenz. Und dann nimmt uns Eia Asen mit einer Multi – Video - Personen - Show auf einen Parforce - Ritt durch seinen Alltag in der Multi – Familientherapie - Tagesklinik

mit: Wir sehen und hören ein Familienklassenzimmer, in dem Eia Asen mit Jungen verschiedenster Nationalität auf Englisch über ihre Gefühle redet. Bei den Jungs sei unter anderem ADHS oder das Tourette - Syndrom festgestellt worden („Aber solche Diagnosen beeindrucken uns als Systemiker nicht...“) Die Jungs sollen Gefühle benennen und darstellen und dann reflektiert er mit ihnen darüber. Nicht sicher seiend ob das Auditorium alles versteht, was in dem Film gesprochen wird, beginnt Eia Asen zu übersetzen und dolmetscht sich am Ende simultan selbst. Eine reife, beeindruckende Leistung! Im Film wird gerade dargestellt, wie die Jungs die Aufgabe bewältigen, ein Theaterstück innerhalb von 20 Minuten auf die Beine zu stellen: Fast forward heißt die Devise, auf der Leinwand geht es laut und chaotisch zu und der Protagonist am Mikrofon scheint sich über all das zu freuen und behält die Nerven und den Durchblick. Puh, was für ein Chaos da oben auf der Leinwand! Asen erläutert inzwischen, dass das Theaterstück gleich den Familien vorgeführt werden würde. Zweck des Ganzen sei es, naturalistische Settings und Live-Probleme miteinander zu verbinden und Aktion, Spiel und Reflexion einzuüben. Es würde dadurch ein soziales Netzwerk für isolierte Familien hergestellt. Die Familien würden so zu Beratern anderer Familien und würden ihr Expertentum für eigene Probleme weiter entwickeln. Auf der Leinwand sammelt sich derweil ein Vielvölkerpublikum aus Eltern, Großeltern, Tanten, Onkeln, Schwestern, Brüdern, Schwägerinnen und Schwägern näheren und entfernteren Grades, um sich das Theaterstück anzusehen. Sie werden gefilmt von den Kindern, die Kameramänner / -frauen sind und damit ihre je eigenen Sichtweisen ausdrücken. Die Tagesklinik arbeitet seit einiger Zeit mit einem Gemeintheater zusammen und kann dort auch Räume und die Bühne nutzen. Gefühle auszudrücken sei das vorrangige Ziel und am Ende erscheint am meinem gedanklichen Horizont das Wort von der interkulturellen Psychotherapie und das Bild von Paul Parin. Was der wohl zu Eia Asens Vortrag und Ansatz gesagt hätte? Ohne politisch zu wirken ist das Ganze dennoch gerade das: hochpolitisch. Migrantenfamilien aus aller Welt werden miteinander in Kontakt gebracht und zu Experten ihrer Schwierigkeiten erklärt. Sie erfahren Wertschätzung, Aufmerksamkeit und Akzeptanz ihrer je eigenen kulturellen Wurzeln. Und das auf Englisch, der Sprache des sie und ihre Familien aufnehmenden Landes. Das ist ein Integrationsansatz, der weit über die armselige (Sarrazin!), gerade in der Bundesrepublik geführte Integrationsdebatte hinausgeht. Ich beginne mich gerade ein wenig zu schämen, da geht es auch schon weiter:

Eia Asen gibt uns zum Ende hin noch einen Einblick in ein neues Projekt der Tagesklinik: dem systemischen Biofeedback. Ziel sei es, durch Externalisierung von Stress (Herzschlagfrequenzmonitoring) zur Verbesserung der Gesundheit der Familien beizutragen. Familien sollten lernen, ihren Stress besser zu erkennen. Gerade für Männer sei die Herzschlagvariabilität ein starkes Feedback, das zu nutzen sei.

Zum Abschluss der Multi – Media – Eia – Asen - Show präsentiert uns der Vortragende einen Strich als Bildausschnitt, der sich bei Vergrößerung der Perspektive immer wieder verändert, bis schließlich das zunächst erblickte Detail vollständig in einem völlig anderen Zusammenhang betrachtet werden kann. Wir sehen schließlich das Bild einer Frau in einer Abendgesellschaft von George Grosz aus seinem Zyklus „Ecce homo“.

Ich mag George Grosz sehr und ab heute auch Eia Asen. Der Vortrag und der Mann mit seinen vielfältigen Kompetenzen lassen mich aber atemlos zurück. Die folgende Pause haben sich alle redlich verdient. Begeisterter Beifall von inzwischen weit über 600 Händen. Ich trinke zufrieden meinen Pausentee in der Gewissheit, eines meiner persönlichen Kongress - Highlights erlebt zu haben.

Es folgt für mich nun von 11:00 – 12:30 Uhr der Workshop WF 19, Dr. Julika Zwack:

„Surviving the Organisation“ – Einige Landkarten zur Navigation im ganz normalen organisationalen Wahnsinn

Ich lebe mein ganzes Leben bereits in irgendwelchen Organisationen und gerade mal wieder fällt mir meine berufliche Existenz in meiner „Brotorganisation“ besonders schwer. Das wird wohl das verborgene Motiv gewesen sein, mich für diesen Workshop anzumelden: noch mehr und nach Möglichkeit andere, genauere Landkarten zu erhalten als die, die ich schon habe, um mich in meiner gegenwärtigen Krise neu zu orientieren

Wir sitzen mit 17 Frauen und 3 Männern in diesem kleinen Seminarraum einer jungen Frau Dr. gegenüber, die von sich erzählt, dass sie in einem Institut bei Prof. Dr. Jochen Schweitzer an der Universität in Heidelberg arbeite und sich seit Längerem mit Niklas Luhmann beschäftige. Aha, da finde ich mich also in einer Luhmann - Rezeption wieder, doch Frau Dr. Zwack ist praktischer als ich nun erwartet habe. Sie bezieht sich auf ihre eigene beraterische Praxis in Unternehmen und namentlich auf die Autoren Luhmann, N. (2006): Organisation und Ent-scheidung, Burisch, M. (2007): Das Burn – Out - Syndrom und Frankl, V. (2008): Ja zum Leben sagen, um dann auf die emotionale Ausgangslage von Menschen in organisationalen Krisen zu kommen. Diese könnten wie folgt umschrieben werden:

- Überforderung
- Enttäuschung
- Zynismus
- Erschöpfung

Hintergrund seien häufig drei frustrierte Erwartungen:

1. Die Erwartung der Zweckrationalität
2. Die Erwartung von Zugehörigkeit und sozialer Identität
3. Die Erwartung der Selbstverwirklichung.

Ihr Coaching - Ziel Nr. 1 sei daher, die Ratsuchenden von der Enttäuschung zur „Ent-Täuschung“ zu begleiten. Dazu benutze sie in der Regel 3 Fragen:

1. Wie ist es möglich, auf Dauer im ganz normalen Wahnsinn gesund und produktiv zu bleiben?
2. Was ermöglicht immer wieder neu die bewusste Positionierung innerhalb der Organisation – angesichts alltäglicher Frustrationen auf der Sinn- und Wertschätzungsebene?
3. Welche (Selbst-)Organisation und welche innere Repräsentation der Organisation sind unter diesen Voraussetzungen nützlich?

Dann stellt sie die Frage: ... welche innere Repräsentation der Organisation ist im Hinblick auf das „gute Überleben“ in ihr nützlich? Es folgen nun einige ausgewählte Perspektiven der systemischen Organisationstheorie, in der das Individuum als Umwelt seiner Organisation verstanden und beschrieben wird:

- Bei der Gegenüberstellung des psychischen und des sozialen Systems sei festzustellen, dass die operationale Geschlossenheit psychischer und sozialer Systeme den direkten Zugriff aufeinander verhindere.
- Individuen seien die Umwelt der Organisation und Kommunikation sei die

einzigste Brücke zw. beiden Systemen – es bleibe Undurchschaubarkeit und damit Mehrdeutigkeit.

- Organisationen könnten fortbestehen, ohne „dass ein Individuum seinem Selbstverständnis nach davon profitiert.“

Anhand des Integrationsmechanismus der Karriere ([Wie] werde ich beobachtet?) beschreibt Julika Zwack den „Kerndeal“ zwischen dem psychischen und dem sozialen System: Er lautet Autonomie gegen Sicherheit und bewege sich zwischen den Polen der relativen Anonymität und Autonomie im Denken einerseits und der geringen Irritierbarkeit der Organisation durch das Individuum andererseits. Selbstverwirklichung und Erfüllung würden von der Organisation nicht angeboten, sondern müssten in sie „hineinkonstruiert“ werden. Daran schließe sich die Frage an: Woran will ich in der Auseinandersetzung mit dieser Organisation reicher werden?

Eine Organisation sei ein autopoiesisches System und der Zweck eines autopoiesischen Systems sei die Autopoiese selbst. Organisationen würden sich über Entscheidungen reproduzieren. Jede Entscheidung reduziere Unsicherheit und erschaffe neue. Von der Zweckrationalität gehe der Weg zur Unsicherheitsabsorption. Das ist nun hartes theoretisches Brot und ich habe Mühe, den Anschluss zu halten.

Julika Zwack legt in ihren Coachings den Fokus auf Entscheidungen:

1. Welche organisationalen Entscheidungen habe ich in der letzten Zeit getroffen – und kommuniziert?
2. Mit welchen Entscheidungen war ich in der letzten Zeit konfrontiert?
3. Welche Art von Unsicherheiten wurden dadurch reduziert, welche geschaffen?

Und: Was verrät mir dies über die Entscheidungsprämissen meiner Organisation und meinen eigenen?

Die Vortragende setzt auf Zielinterpretation statt auf Zielorientierung und zitiert Cohen, March und Olsen (1972): „Eine Organisation ist eine Sammlung von Entscheidungen, die nach Problemen suchen, von Themen und Gefühlen, die nach Entscheidungssituationen suchen, in denen sie Ausdruck finden können, von Lösungen, die nach Fragen suchen, auf die sie Antwort sein könnten und von Personen in Entscheidungspositionen, die nach Arbeit suchen.“

Ich schreibe so schnell mit, dass mich bei Betrachtung der mir inzwischen fremden Schrift der Verdacht befällt, sie später nicht mehr identifizieren zu können; gedanklich geht es mir ebenfalls eindeutig zu schnell. Die anderen scheinen voll bei der Sache zu sein. Liegt es an mir?

Dann wechselt die Referentin zu meiner Freude wieder die Ebene und macht uns mit einer Metapher des Spiels und seiner Währung mit einem Zitat des französischen Regisseurs und Schauspielers Jacques Tati (Mon Oncle, Die Ferien des Monsieur Hulot) vertraut: „Beobachten und Lachen sind die wichtigsten Tätigkeiten, die man ausüben kann. Das eine ergibt sich aus dem anderen.“

- Was sind die zentralen Spielregeln meines Bereiches? Was darf man auf keinen Fall tun?
- Welche Geschichte haben diese Regeln? Wo sind sie entstanden, woraus beziehen sie ihre Legitimation?
- Mit welchen Spielzügen rechnet mein Umfeld – womit würde ich es überraschen?

- Welche Spiele will ich (mit)spielen, welche nicht?

Schließlich sei die Frage nach der Leitwährung des eigenen beruflichen Umfeldes zu stellen: Was werde als Falschgeld aussortiert und evtl. gar nicht wahrgenommen? Teile ich diese Währungen? Wo ich sie nicht teile: wie kann ich meine Bemühungen mit ihnen trotzdem verknüpfen?

Organisationen seien Orte der Paradoxieentfaltung, Führung daher häufig die Entscheidung des Unentscheidbaren. Organisationen könnten die widersprüchlichsten Dinge tun und das gleichzeitig. Widersprüchliche Interessen und Auftragslagen seien der Normalfall. Paradoxien könnten weder negiert noch (gleichzeitig) erfüllt werden.

Dann folgt eine Simon – Zitat (2007): „Wo nicht objektivierbar zwischen wahr und richtig auf der einen Seite und unwahr bzw. falsch auf der anderen Seite entschieden werden kann, muss entschieden werden.“

Daran schließen sich verschiedene Fragestellungen zur Organisation als Ort der Paradoxieentfaltung und der Führung als Entscheidung des Unentscheidbaren an:

1. Was sind meine zentralen beruflichen Paradoxien?
2. Was würde sich in mir, meinen Gedanken Gefühlen und was im Kontakt mit anderen ändern, wenn ich ihre Unauflösbarkeit akzeptieren würde?
3. Was ist ein gutes Nach- bzw. Nebeneinander der in der Paradoxie verankerten Wert- und Interessensgegensätze?

Befreiung aus der Paradoxie gelänge nur, wenn ich bereit sei, die Verantwortung für den Preis meiner Entscheidung zu tragen.

Aber die bewusste Distanzierung und Ent – Täuschung sei nur die halbe Miete, die andere Seite nennt Julika Zwack „antizyklische“ Investitionen und die Fokussierung persönlicher Sinnkriterien. Sie zeigt uns eine Folie in Anlehnung an Buchwald und Hobfall, 2004, auf der sich auf x und y – Achsen Ressourcen und Zeitpfeile befinden. Entlastungssehnsucht und „entleerende“ Energiesparmaßnahmen ließen sich in einer Verlust- und Gewinnspirale darstellen.

Jetzt ist es an der Zeit, einige gute Gründe, nach Hause zu gehen, zu nennen:

- Unabhängigkeit muss eingeübt werden
- Beziehung stiftet Rückhalt
- Auszeit ist Inkubationszeit
- Überzeugen: vorleben was ich fordere

Dann schlussfolgert sie: Langfristige Vernachlässigung außerberuflicher Lebenswelten zieht fast immer eine berufliche Destabilisierung und Erfolgsabhängigkeit nach sich!

Schließlich taucht die Frage auf: Was kostet es mich – und andere? Und damit nach nie gestellten unbezahlten Rechnungen: Wenn meine Frau, meine Kinder, meine Freunde oder meine (ehemaligen) Interessen eine Rechnung stellen würden, wie hoch wäre der Preis ihrer Vernachlässigung? Welche unbezahlten, d.h. nicht anerkannten bzw. nicht eingeforderten „Außenstände“ verantworte ich?

Und weiter zu den mittel- und langfristige Bilanzen: Wenn ich so „weiterwirtschafte“ wie im Moment: wie viele Monate, Jahre werde ich dies durchhalten? Welche Erfolge/Belohnungen verspreche ich mir hiervon? Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass diese eingelöst werden? Angenommen, die angestrebten Erfolge treten nicht ein: würde ich genauso entscheiden wie bisher?

Die Fragen sind nun sehr konkret und Julika Zwack entlarvt sich hier als Coach reinsten Wassers. Nun werden persönliche Erfolgskriterien definiert: Wenn ich meine eigene Austrittsrede schreiben würde: was solle über mich gesagt werden, wenn ich in fünf Jahren das Unternehmen verlasse? Mit welchen Aussagen über mich könnte ich gut leben, womit nicht?

Um Spielräume auszuloten, müssten die Fakten des bisherigen Handelns anerkannt werden. Heinz von Förster wird zitiert: „Wenn Du sehen willst, lerne zu handeln!“ Rein praktisch geht es weiter: Der Mensch unter Zeitdruck. Zeitordnungen würden Wertordnungen bestimmen (was immer zu kurz komme, würde irgendwann abgewertet werden). Julika Zwack rät zur Selbstbeobachtung: Beobachten wie ich beobachte und zur Einführung von Rhythmen (z.B. Perlow & Porter, 2009). Außerdem empfiehlt sie, die Zahl der vollendeten Handlungsepisoden zu erhöhen (Burisch, 2006), z.B.: Um welche abgeschlossenen Handlungen bringe ich mich selbst? Wie mache ich das? „2 Dinge, die mir heute heilig sind...“

Frau Dr. Zwack bespricht nun den Umgang mit Unterbrechungen und rät zu aktivem Zeitmanagement: „Richten Sie unter Outlook Besprechungstermine mit sich selbst ein!“

Dann spricht sie darüber, dem Sog der „Zwangslogik“ zu widerstehen und fordert zur Selbstbeobachtung auf: „Beobachten Sie, wie Sie beobachten!“ und rät: „Führen Sie Rhythmen ein!“ (Z.B. nach Perlow und Porto, 2009) und „Um welche abgeschlossenen Handlungen bringe ich mich selbst? Wie mache ich das?“ sowie „2 Dinge, die mir heute heilig sind!“

Über Sinnfragen geht es weiter zu einer körperorientierten Partnerübung und zur Vorstellung anderer Realitäten. Dabei zitiert die Referentin ihre eigene Mutter mit dem schönen Satz: „Nur der, der sich die Gegenwart auch als eine andere vorstellen kann, hat eine Zukunft!“

Als weitere „Landkarte“ wird Unterstützung bei der Formulierung des seelischen Kontraktes angeboten: „Wozu bin ich angetreten? Was ist aus meinen Antrittsmotiven geworden? Welche Hoffnungen verbinde ich mit meinem Bleiben? Wer muss davon wissen? Woran merke ich, dass meine Aufgabe erfüllt ist? Wann ist es genug?“

Dann das Fazit: Ein gutes Überleben in Organisationen setze sowohl bewusste Distanzierung als auch bewusste Identifikation voraus. Beide müssen immer wieder neu austariert werden. Und da sind sie wieder, die beiden Anfangspole: die bewusste Distanzierung und Enttäuschung einerseits sowie die „antizyklischen“ Investitionen und die Fokussierung persönlicher Sinnkriterien.

Es soll sich noch eine Diskussionsrunde anschließen zum Thema „Welche nützlichen Interventionen & Haltungen kennen und nutzen Sie in Ihren Arbeitskontexten und Organisationswelten ... um sich zu distanzieren? oder um sich zu identifizieren? Doch da ist die Luft raus aus den Workshopeteilnehmern/-innen und auch aus mir. Wieder einmal bleibe ich atemlos sitzen, mit verkrampfter Hand und viel Papier.

Zusammenfassend kann ich sagen, dass ich durch Frau Dr. Zwack eine theoretische Luhmann-Rezeption auf erstaunlich und erfreulich praktischer Ebene erfahren habe. Allerdings

verlasse ich den Seminarraum auch mit dem Gefühl, dass der Stoff, den Dr. Zwack vermittelte, auch gut für ein zweitägiges Seminar ausgereicht hätte.

Die Referentin legt zum Schluss eine Liste aus, in die sich jede/r mit E-Mail-Adresse eintragen kann, um in den Besitz der ppt zu gelangen. Auch in diesem Punkt erweist sich Frau Dr. Zwack als verbindlich: bereits am darauf folgenden Montag habe ich die versprochene E-Mail mit ihren Folien auf meinem Rechner. Ohne sie wäre auch die präzise Wiedergabe des Workshops nur eingeschränkt möglich gewesen, denn erst bei der Gegenüberstellung meiner Aufzeichnungen mit den Folien wurde mir bewusst, wie viel Stoff durch Dr. Zwack geboten wurde und wie viel davon ich nicht aufgezeichnet hatte. Dafür jetzt noch einmal herzlichen Dank an Frau Dr. Zwack!

Offen gesagt: der Vormittag hat mich geschafft. Erst die Sandspiel – Paartherapie, dann die Multi – Media – Show von Eia Asen und dann Frau Dr. Zwack mit der Luhmann – Rezeption: die Dichte der Informationen und Emotionen zwingt mich zu einer längeren Pause. Der für den Nachmittag eingeplante Vortrag von Pater Anselm Grün über die „Spirituelle Führung“ fällt einem längeren Spaziergang in der Heidelberger Innenstadt zum Opfer.

Als ich um 16:00 Uhr den Workshop von Dr. Ulrike Eisentraut „Gutes Leben in und nach schwierigen Zeiten – Kriegsschicksale und die transgenerationalen Auswirkungen auf Familien“ besuchen will, komme ich zu spät: alle Stühle im Raum sind bereits belegt, auch auf dem Flur finde ich keinen mehr und im Raum selbst gibt es auch keinen Platz mehr. Auf dem Fensterbrett mag ich die nächsten 90 Minuten nicht sitzen und in die Ecke will ich mich auch nicht stellen. Damit habe ich nun endgültig alle Gründe zusammen, auch diesen Programmpunkt zu schwänzen und beschließe, mich jetzt auf das Tagungsfest im Heidelberger Schloss vorzubereiten.

Am Samstagmorgen liegt bereits eine Aufbruchstimmung in der Luft: viele Kollegen / -innen deponieren ihre Koffer oder Rucksäcke im Foyer der Pädagogischen Hochschule, manche Gesichter verraten noch Müdigkeit, aus anderen strahlt Zufriedenheit und Neugier. Ich bin etwas früher in der Aula, weil ich einen Sitzplatz ergattern will, um im Parallelplenum 6 von 09:00 – 09:45 Uhr „Von Lust in lustlosen Zeiten“ Prof. Dr. Kurt Starke zu hören mit seinem Thema:

„Sex oder Liebe?“

Ich habe mich nicht getäuscht: Sex oder Liebe ist ein Themenbereich, der auch bei Systemikern / -innen auf reges Interesse trifft: der Saal ist übertoll, viele finden keinen Sitzplatz, stehen an den Wänden oder setzen sich auf die Erde. Kurt Starke wird als einer der „Stars des Kongresses“ vorgestellt. Allein 3 Fernsehsender hätten einen Interviewwunsch vorgetragen. Und der große, ergraute Herr, der dann an das Mikrofon tritt und sich bemüht, nicht allzu sehr zu sächseln ist wirklich eine Autorität in seinem Fachgebiet, den Sexualwissenschaften. Prof. Dr. Starke arbeitete von 1967 – 1990 am Leipziger Zentralinstitut für Jugendforschung (ZIJ). Nach Schließung des Institutes im Jahre 1990 wurde er Leiter der Forschungsstelle Partner- und Sexualforschung und legte Forschungsberichte u. a. zur Homosexualität und zur Studentensexualität in Ost- und Westdeutschland vor. Er ist als Fachmann in Ost und West anerkannt und er nimmt sein Publikum an diesem Morgen gleich mit einer launigen Einführung für sich ein. Ein Selbstversuch in angesagt mittels eines kleinen Schaubildes.

Sind Liebe und Sexualität für Sie miteinander verbunden oder nicht? Neugierige Aufgeregtheit verbreitet sich im Saal: für wen sind eigentlich Liebe und Sex miteinander verbunden oder nicht oder wie auch immer? Nun, das Mysterium wird nicht gelöst, aber Kurt Starke betont einerseits die Überpräsenz des Themas Sexualität z. B. in den Medien und stellt gleichzeitig eine Art Fading, ein Zurückgehen des Interesses am Thema fest. Dieser Gegensatz sei typisch: einerseits sei die „Intimisierung des öffentlichen Raumes“ festzustellen, gleichzeitig gäbe es eine „Entintimisierung“ des Privaten. Diese Aufzählung könne verlängert werden: überall gäbe es Nacktheit, doch gleichzeitig auch eine Verschärfung des Nacktheittabus. Es gäbe eine Sexualisierung und Pornofizierung, gleichzeitig aber auch eine Zunahme an Punitivität (Bestrafung). Ich erinnere mich daran, dass die Gegensätzlichkeit von Entwicklungen bereits im Einführungsvortrag von Ludwig Schmid beschrieben wurde. Hier scheint sich ein Kreis zu schließen.

Kurt Starke fragt in die große Runde: „Lieben Sie Ihren Partner?“ Überraschtes, verlegenes Auflachen im Publikum, allgemeine Reaktion: Aber ja doch! Wie es denn um die Qualität der Liebe bestellt sei? Es folgt eine wenig eindeutige Reaktion, teilweise Lachen, Murmeln, Unruhe im Saal. Der Referent führt aus, dass Liebe die häufigste Assoziation zu Sexualität aufweisen würde. Beziehungen würden um ihrer selbst Willen geschlossen. Damit sei auch immer eine Emotionalisierung verbunden. Ende die Emotion, ende auch die Beziehung. Zur Weitung des Gedankens erscheint in seiner ppt eine Folie mit einer Zeile aus einem Schlager aus dem Jahre 1931:

„Du bist nicht die Erste,
Du musst schon verzeih'n,
doch meine letzte,
die könntest Du schon sein!“

Kurt Starke führt weiter aus, dass sich die Beziehungsformen immer weiter differenzieren würden. Heute seien auch Fernbeziehungen über mehrere hundert Kilometer keine Seltenheit mehr. Aufgrund von Befragungen sei davon auszugehen, dass in 28 % der Partnerschaften gegenwärtig ein Partner fremd gehen würde. Die Beziehungsfunktion der Sexualität sei die Intim- oder Nähfunktion. Sex sei gleich oder mehr (= >) als Zärtlichkeit. Singles seien im Übrigen die unglücklichsten Menschen, sie hätten die schlechteste Koitalaktivität.

Und dann sind die 45 Minuten auch schon vorüber. Ist Kurt Starke nun der „Star“ des Kongresses? Für mich nicht und ich bin mir fast sicher, dass dieser weise Mann eine solche Beschreibung für sich auch ablehnen würde. Aber vor uns stand ein Mann, der profunde, glaubwürdig und charmant über Liebe und Sexualität gesprochen hat, über ein Thema also, wo jede und jeder im Saal Experte in eigener Sache ist. Vielleicht ist das der Grund, warum eine Distanzierung so schwer fällt. Andererseits: wäre sie, die Distanzierung, denn notwendig? Und worin bestände die Grenzlinie?

Kurt Starke wird mit lang anhaltendem Beifall und mit dem Hinweis verabschiedet, dass er bereits seit 52 Jahren verheiratet sei. Deutliches bedauerndes Aufstöhnen bei mancher ZuhörerIn. Für mich jedenfalls steht Prof. Dr. Kurt Starke für den Prozess der Anerkennung der Leistungen ostdeutscher Wissenschaftler im Westen und das stimmt mich ob der langen Dauer dieses Prozesses und des zögerlichen Aufeinander zu Gehens zum 20. Jahrestag der Vereinigung von Ost- und Westdeutschland nachdenklich.

Ich wechsele in das Plenum 5 „Vom verantwortungsbewussten Führen, wenn keiner weiß wohin“ in die Mehrzweckhalle, in der von 09:45 – 10:30 Uhr Astrid Schreyögg zum Thema referiert:

„Systemisches Coaching von Führungskräften nach der Finanzkrise“

Ich komme etwas zu spät. Der Vortrag hat bereits begonnen. Waren gerade in der Aula weit überwiegend Frauen zum Thema von Kurt Starke erschienen, so sind es beim Vortrag von Astrid Schreyögg in überwiegender Anzahl Männer. Die Atmosphäre ist rational – unterkühlt: Die Referentin steht über ihr Laptop gebeugt vor dem Mikrofon auf der Bühne und erläutert mit leiser Stimme ihre Folien. Einige Männer haben große Fotoapparate dabei und ersparen sich durch die Ablichtung jeder Folie lästige Schreiarbeit.

Die Referentin gliedert ihren Vortrag in 5 Kapitel:

1. „Führung“ als bis heute problematisiertes Gesellschaftsphänomen
2. „Unlocking organization als maximal entbürokratisiertes System macht Führungskräfte fragil
3. Die „lernende Organisation“ im Dauer – Change denunziert jede Stabilität als illegitim
4. Individualisierung in der Postmoderne ist zugleich Befreiung und Plage
5. Mega – Trends verhindern Beheimatung

Zu 1.: „Führung“ als bis heute problematisiertes Gesellschaftsphänomen

Der Begriff „Führung“ sei heute durch den Führerkult im Nationalsozialismus und durch den Personenkult im Kommunismus Stalin’scher Prägung in Verruf geraten. Führungskräfte sähen sich daher heute einem stärkeren Legitimationsdruck ausgesetzt. Moderne Vorstellungen von Führung würden sie

- als Managementfunktion verstehen,
- die z. T. durch Programme und Pläne ersetzbar sei,
- durch Beeinflussung von Angesicht zu Angesicht,
- als Interaktions- oder Einsteuerungsprozess

Zu 2.: „Unlocking organization als maximal entbürokratisiertes System macht Führungskräfte fragil

Heute herrsche das Ideal der „Unlocking organization“, da Organisationen mit einer traditionellen Bürokratie als ineffizient gelten. Mit der seit den 1980 er Jahren in börsennotierten Unternehmen feststellbaren Entbürokratisierung, um mehr Aktiengewinne zu ermöglichen (Shareholder Value), seien gleichzeitig auch eine Enthierarchisierung und damit auch eine generelle Entformalisierung verbunden gewesen. Heute finde man in Unternehmen häufig Projektstrukturen und eine Hybridorganisation. Das Resultat sei eine maximale Instabilität der Systeme. Das wirke sich naturgemäß auch auf die Führungskräfte aus.

Zu 3.: Die „lernende Organisation“ im Dauer – Change denunziert jede Stabilität als illegitim

Die „lernende Organisation“ im Dauer – Change denunziere jede Stabilität als illegitim. Die Führungskräfte seien mit solch weitreichenden Selbstabstimmungen jedoch überfordert, zuviel bleibe dem einzelnen und seiner Kommunikationsfähigkeit überlassen. Organisationsgrenzen würden sich auflösen, wenn z. B. ein Mitarbeiter von SAP bei innerbetrieblichen

Veränderungsprozessen als Teilnehmer in der Projektgruppe sitze. Von diesem Wandel seien alle Organisationsformen betroffen. Wirtschaftsunternehmen würden Change – Prozesse als Modell für effektives Management ansehen. Damit sei aber auch eine Ökonomisierung aller Arbeitsfelder verbunden. Die Effekte von Dauer – Change – Prozessen beschreibt die Referentin wie folgt:

- Positiver Effekt: Qualitätssicherung wird eingeführt, das bedeutet das Ende des „Wurstelns“
- Es gäbe einen Zwang zum evidenzbasiertem Handeln ohne Intuition
- Es gäbe eine extreme Arbeitsteilung, etwa in der Medizin
- Dafür würden neuartige, teilweise dysfunktionale Organisationskulturen entstehen (etwa in der Altenpflege)

Zu 4.: Individualisierung in der Postmoderne ist zugleich Befreiung und Plage

Die Referentin beschreibt die Entwicklung des Begriffs „Identität“ in der Moderne und führt aus, dass die soziologische Gegenwartsdebatte uns lehre, dass traditionelle Sicherheiten in Familie und Gesellschaft insgesamt brüchig werden. Jedes Individuum sei auf sich gestellt und müsse sich seine Identität selbst basteln, etwa aus den Versatzstücken des bisherigen Lebens.

Zu 5.: Mega – Trends verhindern Beheimatung

Die Globalisierung labilisiere die uns bisher bekannte (Um-)welt in einem bisher nicht für möglich gehaltenen Umfang. Jede Führungskraft müsse sich der Internationalisierung stellen und müsse sich mit anderen Kulturstandards befassen.

Hier enden meine Aufzeichnungen über diesen Vortrag. Wer über das Thema mehr erfahren will, sei unter <http://www.schreyoegg.de/content/view/113/33/> auf einen weiteren Beitrag der Referentin verwiesen.

Der Kongress nähert sich nun langsam seinem Ende. Es folgen Danksagungen, Ehrungen, Auszeichnungen, Beifall und Blumen für Bekannte und Unbekannte, selbst der Techniker hinter der Bühne erhält seinen verdienten Applaus. Eine ganze Reihe der Vorträge kann man sich als Audio- oder Videoaufnahme beim Carl – Auer – Verlag in Heidelberg bestellen. Der Verlag zeichnete sich übrigens für einen gut ausgestatteten und ständig umlagerten Büchertisch im Foyer aus.

Zum Abschluss des Kongresses kam dann die senegalesische Germanistin Madjiguène Cissé zu ihrem Vortrag mit dem Titel:

„Von Stolz, Würde und Gestaltungskraft afrikanischer Frauen“

Eingestimmt wird der Saal durch einen Chor einiger Frauen und Männer, die sich mit ihrem Gesang das Ziel gesetzt haben, afrikanische Melodien und die darin erzählten Geschichten auch in Deutschland bekannt zu machen. Die Lebendigkeit des Vortrages und die runden Melodien ernten reichen Applaus.

Frau Cissé berichtet anhand von Filmausschnitten über verschiedene Frauenaktivitäten in ihrer Heimatstadt Dakar, der Hauptstadt des Senegals. Die allgegenwärtige unfassbare Armut und das gezeigte Elend kontrastieren nicht nur mit dem Heidelberger Reichtum vor der Tür

der Pädagogischen Hochschule sondern lassen die Anwesenden im Auditorium die letzten Tage und Themen noch einmal unter ganz anderen und je eigenen Gesichtspunkten Revue passieren. Das Kongressthema „Vom guten Leben in schwierigen Zeiten“ erhält in seiner globalisierten Einbettung in eine senegalesische Realität für uns hier und heute noch einmal eine unglaubliche Weitung. Wir sehen mutige Frauen, die sich um die Produktion und den Vertrieb einfacher Waren bemühen während die Männer eher resignativ erscheinen in Betrachtung der Ereignisse der letzten Jahre im Senegal. Mme. Cissé beschreibt die Geschichten und Erlebnisse der Frauen und mit ihrer Kenntnis werden die Freude und der Optimismus, der von den Bildern auf der Leinwand ausgeht, noch intensiver.

So klingt die 10. wissenschaftliche Arbeitstagung der DGFSF in Heidelberg für mich mit einer Relativierung der besprochenen Themen angesichts der Situation in Afrika aus. Gleichzeitig fühle ich mich durch das Engagement und den Optimismus der senegalesischen Frauen auch herausgefordert, vor den Problemen hier nicht zu resignieren. Mit diesen Gedanken im Sinn und den vielfältigen Eindrücken im Herzen verlasse ich den Tagungsort.

Für ein persönliches Fazit ist es auch jetzt, vier Wochen nach Abschluss des Kongresses, für mich noch zu früh. Was ich sagen kann ist: es war dicht, vielschichtig und lehrreich. Wenn für die 11. wissenschaftliche Jahrestagung in Bremen bereits jetzt eine Ausweitung des Programms und die Ausdehnung der Workshops auf 3 Stunden Dauer vorgesehen ist empfehle ich jedem(r) bereits jetzt, sehr gründlich über das eigene Programm nachzudenken. Bei der Fülle des Angebotes ist eine deutliche Schwerpunktsetzung nötiger denn je.

Lohnt sich denn ein Tagungsbesuch überhaupt? Welche Kosten sind mir entstanden?

Hier ist meine Abrechnung:

Kongressteilnahme	260,00 €
Fahrkarte ICE	83,00 €
Heidelberg Card, 4 Tage	16,00 €
Pension 3 x 40 €	120,00 €
Frühstück Bäckerei, 3 x 5 €	15,00 €
Tagungsfest	38,00 €
Restaurantbesuch	25,00 €
Literatur	20,00 €
Sonstige Ausgaben (Kaffee, Zeitschriften etc.)	20,00 €
Summe:	597,00 €

Die 10. wissenschaftliche Jahrestagung in Heidelberg ist für mich inzwischen Geschichte. Gelohnt hat sich die Teilnahme für mich allemal; die Begegnungen, Gespräche, Ideen, Pläne und all die mannigfachen Informationen, die ich mit nach Hause nehme, sind mit Gold nicht aufzuwiegen. Wenn Sie mögen, sehen wir uns zur 11. Jahrestagung der DGFSF vom 15.09.-17.09.2011 in Bremen zum Thema „Unterschiede, die Unterschiede machen! Vielfalt & Diversität (in) systemischer Praxis“.

Klaus-Peter Langner, Kleiberweg 1 b, 44269 Dortmund, klaus-peter.langner@gmx.de
0231 – 48 25 71